

Dietrich Harth

Der Sprachbegriff als Instrument der Textauslegung

Ein Beitrag zur Methodengeschichte der Deutschen Philologie

Die Geschichte der Deutschen Philologie gleicht einem recht unfröhlichen Pandämonium. Gemütlichkeit und Fleiß paarten sich schon in den Gründerjahren im Übermaß mit Schulmeisterei und Denkfaulheit. Kein Wunder also, daß über ein solches von Wundern verlassenes Feld in unseren Tagen wenig, und wenn überhaupt, dann mit erkennbarem Widerwillen geschrieben wurde. Aber die Vergangenheit ist widerstandsfähig, sie erträgt den Grimm der Nachfahren mit Gelassenheit. Auch hat die Fachgeschichte deshalb keinen Grund zur Freude, weil sie – anders als die Geschichte der Naturwissenschaften – selten öffentlich verwertbare Fortschritte verzeichnen und nie die späten Siege längst vergessener Theorien feiern kann.

Warum lohnt es sich trotzdem, die staubigen Annalen von Zeit zu Zeit aufzuschlagen, was hier, wenn auch mit flüchtigem Atem, wieder einmal geschehen soll? Der Blick zurück, so lautet meine Antwort, relativiert den Stolz über gegenwärtige Errungenschaften und vermag die Aufmerksamkeit der Fachklientel auf andere als die gerade zur neuesten Mode erhobenen Fragen zu lenken. Mir scheint allerdings, daß diesem Ziel am ehesten nahe kommt, wer seinen Weg bei solchen Fragen beginnt. So wird vielleicht auf dem Umweg durch die Vergangenheit das Modische überwunden und steht unversehens als etwas ganz Altmodisches vor uns.

Mein Beitrag zur Fachgeschichte geht von einem systematischen Problem aus, das, nach kurzer Begründung, in einigen historischen Variationen seit dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts bis etwa 1930 durchgespielt werden soll. Die Kernfrage lautet: In welcher Weise, auf welchen Prämissen fußend und mit welchen Zielen trägt der Interpret älterer Literaturstufen der Sprachlichkeit seines Gegenstands Rechnung? Im einzelnen wird nach dem gefragt, was die Interpretieren an der literarischen Sprache des Textes oder einer Gruppe von Texten besonders interessiert: z. B. Wort-, Satz-, Textstrukturen oder literarische Form- und Konstitutionsregeln (Ebenen der Deskription), Funktionen der Repräsentation (von Weltbildern), der Kommunikation oder Sinnerschließung (Ebenen der Interpretation) und schließlich die Verwertbarkeit der Autoren/Texte/Traditionen für aktuelle ideologische Strömungen als eine Form der ‚Übersetzung‘.

Vorbereitende Gedanken über „Sprache“ und „Interpretation“

Die Behauptung, daß *Literatur Sprache sei*, mag jedermann einleuchtend erscheinen, der Fachmann läßt sich davon nicht beeindrucken. Als Literaturwissenschaftler fragt er, was in diesem Satz „Literatur“, als Sprachwissenschaftler, was in ihm „Sprache“ bedeutet. Beide Fachleute können sich rechtfertigend auf terminologische Unstimmigkeiten im eigenen Haus berufen, beide werden auch zugeben, daß vor der empirischen Vernunft die Unterschiede verblassen. Nun ist es aber nicht mit der Erfahrung getan, geht die Beschreibung und Analyse des Erfahrbaren auf Erkenntnisse aus, die nicht zufällig bleiben. Daher soll hier zunächst nach dem Begriff der Sprache gefragt werden, der als Kontrastmittel geeignet erscheint, um die diversen Sprachbegriffe in der zu rekonstruierenden Fachgeschichte sichtbar einzufärben.

In der Tradition der an Sprache interessierten Literaturtheorie lassen sich zwei einander bekämpfende Richtungen unterscheiden. Die erste und ältere siedelt die Sprachen der Poesie und der rhetorischen Rede unterhalb einer ‚Orthosprache‘ an, zu deren Normierung die Logik aufgeboten wird. Diese mit dem Namen Aristoteles verbundene Position wirkt bis in die jüngsten Versuche einer linguistischen Systematisierung und Empirisierung der Literaturwissenschaft nach (J. Zimmermann 1975). Bekannt ist sie unter dem Namen *Abweichungs-* oder *Deviations-Theorie*, abgekürzt: *DT*. Die zweite, auf Vico und Herder sich berufende Richtung erkennt in der literarischen Sprache (vorzugsweise der Poesie) das Fundament aller Sprachen, verglichen mit dem die wissenschaftliche oder logische Sprachverwendung als etwas Reduziertes erscheint. Ich nenne sie *Fundament-Theorie*, abgekürzt: *FT*.

Die Sprachwissenschaft der letzten Jahrzehnte hat, mit der *DT* argumentierend, immer wieder versucht, die Regeln literarischer Sprache zu rekonstruieren, ohne daß es zu überzeugenden Ergebnissen gekommen wäre (vgl. Posner 1980). Übersehen hat sie, daß die Funktion des sprachlichen Zeichens im Text mit der in der gesprochenen Sprache kaum vergleichbar ist. Zwar wurde der literarischen Sprache eine besondere, nämlich eine „poetische Funktion“ zugestanden (Jakobson [1934] 1979, S. 67 ff.). Aber sie wurde als eine zusätzliche Eigenschaft der gesprochenen Sprache interpretiert, die es erlauben sollte, die prätextierten Abweichungen im einzelnen zu bestimmen und zu beschreiben. Betrachtet man jedoch die literarische Sprache im Text ohne eine an grammatischen Normen orientierte, idealisierende Voreingenommenheit, so erscheint als das Besondere an ihr Reichtum und Fülle der möglichen, komplexen Zeichenbeziehungen. Diese disponieren den Interpreten nicht zur Informationsverarbeitung, sondern stellen ihn vor die Wahl, innertextliche Zeichenbeziehungen, Text-Kontext-Relationen, Beziehungen zwischen sprachlicher und nicht-sprachlicher Erfahrung sowie zwischen dem Text und anderen Kunstsprachen (Malerei, Musik), historischen Ereignissen usw. zu entdecken. Die Informationen, deren er bedarf, um die Aufgabe der Textauslegung zu erfüllen, bezieht er nicht aus dem Zieltext

selbst, sondern aus anderen Quellen, die in der Regel nicht nur von literatursprachlicher Art sind. Deshalb ist es plausibel, anstatt von Zeichenfunktionen von *Textfunktionen* zu sprechen und den Bedeutungs begriff durch den Sinnbegriff zu ersetzen. Die Beziehung zwischen Zeichen und Text, Bedeutung und Sinn wird dadurch nicht geleugnet, aber sie wird aufgrund einer solchen Unterscheidung überhaupt erst systematisch beschreibbar. Denn „Text“ verwenden wir dann als Terminus für eine kohärente Zeichenmenge und „Sinn“, um die Summe jener semantischen Verweisungen zu kennzeichnen, die der Interpret am Ende seiner Arbeit zieht.

Als Interpretant ist der Sinn nicht mit dem formalen sprachlichen Zeichen (*signifiant*) und seiner Einzelbedeutung (*signifié*) im Text identisch, sondern stets etwas ihm Zugeschriebenes, ganz gleich, ob man von „Botschaft“ oder „Inhalt“ des Textes spricht (Eco 1979, S. 40 ff.). Mit gutem Grund hat Coseriu daher die dichterische Sprache (wohl gemerkt: nicht das dichterische Verfahren) als „Verabsolutierung der Sprache“ gedeutet, die eben nicht auf sprachlicher (einzelsprachlicher), sondern auf der Ebene des Textsinnes angesiedelt ist (Coseriu 1971, 188). Kafkas *Der Bau* teilt nicht etwas *über* den Bau und seinen Erzähler mit, vielmehr laden diese *signifiants* (Bau, erzählendes Ich) den Leser ein, den Text auf ein *signifié* zu beziehen, das er – als „Sinn“ – selber entdeckt. Literarische Texte sind *bedeutend* im Sinne von *vielsagend*. Wer sie *interpretieren* will, kann daher nicht beim linguistischen Sprachbegriff stehen bleiben, er muß sie – wie Coseriu bemerkt (ebd.) – „als eine höhere Modalität des Sprachlichen“ und als „Sprache in ihrer funktionellen Vollkommenheit“ verstehen. Damit wird auch die Dialektik von Regel und Abweichung als Hintergrund für Textbeschreibungen und -erklärungen hinfällig.

Die besondere sprachliche Modalität, von der Coseriu zur Rechtfertigung der *FT* spricht, und die er andernorts als semantische Potentialität oder Evokation umschrieben hat (1980), ist indessen auch eine Funktion der Schriftlichkeit. Jeder nicht mit der Redundanz bloßer Handlungsanweisungen identische Text (ich verstehe darunter ausschließlich schriftliche Gebilde) ist als Transkription lesbar. Das heißt, er ist durch andere Texte hindurch lesbar; anders gesagt: er ist nicht nur für sich als ein semantischer Verweisungszusammenhang zu lesen, er wird vom Interpretieren vielmehr in einem übergreifenden Verweisungszusammenhang schriftlicher Texte geortet, für den der Neostrukturalismus den Begriff der *Intertextualität* verwendet (Frank 1982, S. 141 ff.). Intertextualität bekräftigt von einer anderen Seite die ‚höhere Modalität‘ der Literatur, nämlich ihre semantische Unabhängigkeit von der gesprochenen Sprache. Denn der Begriff nimmt das auf, was sich *zwischen* (inter) den Texten ereignet, ihr Unterscheidendes, und erkennt es als Grundlage der Bedeutungs- bzw. Sinnzuschreibung an. Hinzu kommt, daß die Identität mit Schrift den Text an Formen bindet, die jenseits aller linguistischen Operationen liegen und dennoch semantische, freilich genuin literarische Funktionen erfüllen.

Die Interpretation soll hier daher nicht als „Überwindung der Schrift“ gelten,

die den Text zum „Sprechen“ bringen will (Gadamer 1965, S. 368; zur Kritik vgl. Japp 1977, S. 90 ff.), sondern als sorgfältiger Prozeß des Ent-Zifferns, dessen diskursive Fassung dem Text einen nachvollziehbaren und zustimmungsfähigen Sinn verleiht (vgl. auch Harth 1980, S. 221 f.).

Besonderheiten in der Interpretation älterer Literaturstufen

Zunächst ist zu bemerken, daß Begriffe wie „literarische“ bzw. „dichterische“ Sprache vor dem Hintergrund der vorgeschlagenen Bestimmungen in sich widersprüchlich sind. Die Kollektivsingulare „Literatur“ und „Dichtung“ systematisieren bereits, freilich – wie wir aus zahlreichen Wesensspekulationen wissen – nur zum Schein. Sie werden meist so verwendet, als sei völlig klar, welche Merkmale die von ihnen bezeichneten Gegenstände vor anderen (nicht-literarischen, nicht-poetischen) auszeichnen. Indessen können wir uns hier auf Konventionen berufen, die ebenso schlicht und zugleich schwer erklärbar sind wie die Konventionen in andern Bereichen des kulturell Selbstverständlichen. Ähnlich stehen die Dinge, wenn wir über „poetische Sprache“ diskutieren. Auch in diesem Fall ist „Sprache“ als ein Kollektivsingular in Gebrauch, der auf Konventionen beruht und historisch ist, und nicht ein Produkt wissenschaftlichen Geistes (vgl. Posner 1980, S. 692).

Die Historizität der Begriffssemantik macht es dem Interpreten allerdings zur Pflicht, avancierte wissenschaftliche Theorien – sei es der Sprache, sei es der Interpretation – selbstkritisch zu gebrauchen. Und diese Maxime gilt in besonderem Maße für den Ausleger mittelalterlicher Texte. Der Stand historischer Informationen ist in diesem Fall oft so dürftig, daß nur in einem äußerst abstrakten Sinne von *der* Lebenswelt oder von *der* Literatur *des* Mittelalters die Rede sein kann. Die „innere Mehrsprachigkeit“ (nach Wandruszka 1975) der älteren Sprachstufen fällt hier in der Regel mit der Sprache überlieferter Texte zusammen, da es keine dokumentierte gesprochene Sprache und mithin überhaupt keine Rechtfertigung für die *DT* gibt, es sei denn, man beobachtet ‚Abweichungen‘ von Text zu Text. Das gilt auch noch für spätere Jahrhunderte, deren lebensweltliche Quellen zwar reichhaltiger fließen mögen. Es ist daher ein wissenschaftshistorisch bemerkenswertes Faktum, daß die Sprachwissenschaft noch bis vor kurzem die Regeln gesprochener Sprache aus schriftsprachlichen Dokumenten glaubte erschließen zu können (zur Kritik vgl. Rupp 1965). Ein Fehler anderer Art tritt, wie Stephen Ullmann (1962, S. 173 ff.) an zahlreichen Beispielen belegt hat, häufig bei der Rekonstruktion historischer Stilwerte auf (vgl. auch Zumthor 1971, S. 263 ff.). Und eine „schizoide Methodik“ (Kuhn 1980, S. 8) korrumpiert jeden Erkenntnisanspruch, liest der Interpret seinen Text zugleich als historisches Dokument und als autonomen Text (= Dichtung in moderner Bedeutung).

Solche Fehler belegen ein bekanntes und dennoch schwer zu vermeidendes Gravamen aller interpretierenden Disziplinen, nämlich das, was man in psychoanalytischer Sprache „Übertragung“ oder „Projektion“ nennt. Gehen wir jedoch davon aus, daß jede wissenschaftliche Methode eine Kluft zwischen Interpret und Gegenstand aufreißt, die sie selbst wieder zu überbrücken sucht, so können wir die Gleichsetzung von Erkenntnis und Gegenstand vermeiden. Der Gegenstand wird dann als ein konstruierter begriffen werden müssen, wie mächtig auch immer das von ihm ausgehende Ansinnen der Bedeutungserfüllung aussehen mag. In der literaturwissenschaftlichen Mediävistik z. B. ist das Konzept einer einheitlichen Literatursprache irreführend (Burger 1980); ebensowenig überzeugen hier die programmatischen Aufgaben einer „Literatursystematik“ (Kuhn 1980), da die methodisch geforderte Identität von Sprachspiel und Lebensform (auch für das Spätmittelalter) aus Informationsmangel nicht zu belegen ist. Weder können die sozialen noch die poetischen Funktionen dieser Literaturstufe in zureichendem Maß bestimmt werden. Denn es fehlen nicht nur Zeugnisse der literarischen Rezeption, vielmehr ist auch das, was spätere Zeiten poetisch/ästhetisch nannten, an Praktiken der magischen und religiösen Bedeutungsbildung gebunden, deren Rekonstruktion – ich nenne als ein Beispiel die Lehren vom mehrfachen Schriftsinn – ein sorgfältiges Studium anderer Literaturen (z. B. die der lateinisch schreibenden Theologie) zur Bedingung hat. Diese und andere Defizite machen die germanistische Mediävistik zu einem besonders geeigneten Feld für methodenkritische Analysen. Denn in der Regel sucht der Interpret besonders tiefreichende Informationsmängel durch normalisierende Lesarten auszugleichen. D. h. er paßt, hat er die sprachliche Kompetenz dafür erworben, die im Text latente Zeichenbedeutung der Norm an, die ihm als selbstverständliche erscheint, und das ist für gewöhnlich das Verständnis seiner eigenen Zeit. Mit dieser Annahme ist kein Vorwurf gegen die Mediävistik verbunden, sondern das, was im folgenden an Beispielen aus der literaturwissenschaftlichen Mediävistik zu zeigen ist, gilt *cum grano salis* auch für die methodische Beschäftigung mit der jüngeren Literatur. Die Deutsche Philologie beginnt aber nun einmal mit der Archäologie der älteren Sprach- und Literaturstufen. Deshalb – sowie aus schlichten arbeitsökonomischen Gründen – bewegt sich der folgende Versuch hauptsächlich innerhalb der angedeuteten Grenzen.

Die „sinnliche“ und die „politische“ Bedeutung der Literatur

Für die Theoretiker des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts war das Verhältnis der Sprache zur Kunst geläufiges Thema. Sowohl die Hegelsche als auch die romantische Ästhetik hat die Kunst (und Poesie) mit einer „inneren Sprache“ gleichgesetzt, die nur in unvollkommener Weise vom Studium der „äußeren“ Form erfaßt werden konnte (Zimmermann 1980, S. 108 ff.). Historische Form-

konventionen und Darstellungsregeln erschienen dieser Auffassung als etwas Sekundäres. Die von der „inneren Sprache“ produzierte reine Bedeutung des Kunstwerks war Gegenstand der *Anschauung* und nicht der Analyse. So hat denn auch die zeitgenössische Interpretationslehre eine besondere Form der hermeneutischen Intuition empfohlen, die – von Schleiermacher „Divination“ genannt – einem Akt des Einfühlens in Individualität und innere Form des Werks entsprach (Schleiermacher [1819] 1959, S. 109). Poesie, das bedeutete die notwendige Einheit von Form und Bedeutung, die in der Prosa zugunsten intellektueller und informativer Funktionen aufgelöst erschien. Wer diese Auffassung vertrat, stand der *FT* nahe und machte die Autonomie der poetischen Sprache zum Maß der Kritik.

Die philologische Kritik älterer volkssprachlicher Literaturstufen, die nach einem Wort von Raumers (1870) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vorwiegend linguistisch-antiquarisch verfuhr, schloß sich in den frühen Arbeiten ihrer wissenschaftlichen Begründer solchen Auffassungen an. Die Verwandtschaft zwischen Jacob Grimms Konzept der „Naturpoesie“ und jener „ursprünglichen Kraft“ der Poesiesprache (A. W. Schlegel [1875] 1962, S. 145) wie sie die Romantiker behaupteten, ist offenkundig.

Grimms Ursprungsphilologie machte keinen Unterschied zwischen Poesie, Sprache und Geschichte. Sie mußte aber die prätendierte Einheit und Dignität der frühen Literaturstufe mit einer Verallgemeinerung des Sprachsubjekts erkaufen, die selber ins Reich der Fabel gehört. So schrieb Grimm 1811: „Man kann die Naturpoesie das Leben in der reinen Handlung selbst nennen, ein lebendiges Buch wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatt mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber ausliest, noch durchversteht.“ (S. 5f.) Er hat damit die romantische These von der semantischen Unausschöpfbarkeit der Poesiesprache auf die altdeutschen Texte übertragen, ohne ihre historische Geltung zu überprüfen.

Als Paradigma einer nicht vom „Dichter“, sondern vom Kollektivsubjekt „Volk“ gedichteten Literatur statuierte er die epische Poesie. Schon Aristoteles hatte im Epos das Prinzip gefunden, von dem er die Poesie und ihre Gattungen ableiten konnte. Ähnlich verfuhr Grimm, als er das „Volksepos“, nun freilich als historisches Prinzipium, zum Grund für die anderen Gattungen und quasi zum Gesetzbuch der frühen Sprachentwicklung deklarierte (1887, S. 551). Ja im Epos glaubte er einen ursprünglichen Zusammenhang von Sprache, Sitte und Religion überliefert, den die philologische Arbeit am Wort wieder frei legen sollte. „Hinter allen abgezogenen bedeutungen des worts,“ schrieb er 1854 in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch, „liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem grund, die bei seiner findung die erste und ursprüngliche war.“ (1961, S. 58; dazu ausführlich Wyss 1979)

Grimms Vorliebe für den morphologischen Wandel der Wörter, für das Substrat ihrer „sinnlichen Bedeutung“, berührt sich mit seinem Begriff der Naturpoesie. Denn dieser sprach er ja Qualitäten zu, die in grammatischer Beschreibung nicht

aufgehen. Grammatik, das ist die Sprache der „Kunstpoesie“, jener Dichtung, der er keinen wahrhaft poetischen, sondern „nur“ einen geistigen Wert zugestand. Die Sprache der Volkspoesie repräsentiere eine mythische Lebensform, die Sprache der Kunstpoesie Bildung (1899, S. 530 ff.). Aber hinter dieser wollte Grimm noch etwas von der Natur der alten „vaterländischen Sprache“ erkennen, deren „heimliche Gewalt“ auch bei Späteren (z. B. bei Goethe) wieder durchbrechen sollte.

Grimm stand mit seinen Auffassungen nicht allein. Mancher zeitgenössische Literaturhistoriker, z. B. Mone und Gervinus, zog keinen Trennungsstrich zwischen Literatursprache und Geschichte. Mone betrachtete die mittelalterliche Literatur als „die wahre Repräsentation des Volksgeistes“ und versprach sich und seinen Lesern aus ihrem Studium eine „richtige Erkenntnis der Nationalität“ (nach Burkhardt 1976, S. 175). Gervinus, der in der *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen* (1835–42) wie kaum ein anderer die praktisch-politische Tendenz zu seinem Leitstern machte, hat sich über die „wunderlichen Exklamationen“, „hohlen Phrasen“ und „mystischen Deutungen“ beklagt, mit denen andere die Literatur der mittelalterlichen Klassik kommentierten (1962, S. 162). Er verwarf die Philologie, um durch wiederholte Lektüre und historische Analogieschlüsse zu einem eigenen Urteil zu kommen, was ihm, neben Lob für die patriotische Gesinnung, die Kritik Jacob Grimms einbrachte ([1835] 1871, S. 176 ff.). „Die Werke, nicht die Worte sind ihm wert.“ (1962, S. 170) Dieser von Gervinus auf Walther von der Vogelweide gemünzte Satz ist zugleich eine Charakteristik desjenigen, der ihn geprägt hat.

Zwei Tendenzen sind an der frühen Philologie bemerkenswert: die Schematisierung von Natur- und Kunstpoesie und die Historisierung der Literatur. Der Natur-Kunst-Gegensatz ist ein altes, auf Aristoteles zurückgehendes Mittel zur Unterscheidung natürlicher (φύσει) und künstlicher (θέσει) Sprachen. Es wurde auf die Poesie übertragen, um für sie ähnliche Erklärungshypothesen wie in der Sprachwissenschaft entwickeln zu können. Eine Operation, die zur weiteren Grenzverwischung zwischen Literatur und Sprache beitragen sollte. „Natürliche“ Poesie ist aber der Kritik entzogen, denn die Natur läßt sich nicht kritisieren, sie kennt keine Intentionen und damit einhergehende Geltungsansprüche. Anders die „künstliche“, die gemachte Poesie. Auf sie läßt sich alles das anwenden, was sie selbst kultiviert: Kritik, Geschichte, Regelmäßigkeit. Die Befreiung von Naturpoesie vom Zugriff der Kritik sichert ihren kanonischen Wert von einer ins Objekt selbst verlegten Prämisse aus. Doch der wahre Grund für die frühe Kanonbildung ist in einer durchaus weltanschaulich motivierten Historisierung der nationalen Kultur zu suchen, wie sie seit den Befreiungskriegen in Deutschland zum guten Ton gehörte.

Nibelungenlied und sogenannte höfische Klassik wurden als nationale Zeugnisse einer patriotischen Vergangenheit gefeiert, die es wiederzubeleben galt, sollte alles Fremde in seine Schranken verwiesen werden; und das Fremde war das Außernationale. Spätmittelalter und Humanismus unterlagen Grimms Verdikt

der „Sprachverwilderung“ (mit der Ausnahme Luther; Grimm 1899, S. 531 ff.). Der große volkserzieherisch konzipierte literarhistorische Überblick mit teleologischer Verlaufskurve gehörte zu den festen Einrichtungen der Deutschen Philologie bis in die 50er Jahre, die ästhetische Werkkritik trat dahinter zurück (Burkhardt 1976, S. 90 ff.). Gleichwohl ging auch der Literarhistoriker von einer (politischen) Bedeutungsrelation zwischen Literatursprache und historischer Lebenswelt aus, zu deren Beschreibung er aber, unbeholfen genug, kaum methodische Kunstgriffe anbieten konnte. Unabhängig davon, ob es sich um den Kollektivautor „Volk“ oder um einen namentlich bekannten Dichter handelte, war es die Regel, den Ausdrucksgehalt der Dichtung – wenn sie positiven Zwecken dienstbar erschien – mit dem Charakter bzw. Geist des „Deutschen“ ineins zu setzen. Der Schluß vom Werk auf den Geist wurde durch die Identifizierung der Literatursprache mit der Gesinnung erleichtert. Die Literatur, schrieb 1829 Mone, ist „die reinste Quelle für die Kenntnis der Sprache, die Denkart und die Überlieferung des Volkes, so daß in ihr die geistige Seele des National-Charakters und die Nationalität am richtigsten erkannt wird“ (zit. nach Burkhardt, 1976, S. 175).

Es liegt auf der Linie dieser pragmatischen Sprach- und Literaturbetrachtung, auch einzelne Autoren als Repräsentanten politischer Werte zu betrachten. Beredte Beispiele liefert die Geschichte der Walther-Interpretation. Gervinus bescheinigte Walther – vom Werk auf die Person schließend – „Tiefe des Gemüts und der Einsicht“, „schlichte(r) Natur“, „Würde des Charakters“, kurz: er war „ein echt deutscher“ und „vaterländischer Mann“, freilich nicht zuletzt wegen der ihm attestierten Freiheitsliebe (Gervinus [1835] 1962, S. 165 u. 169). Im Kontrast zu dieser Deutung der personalen Einheit aus dem Werk steht der von Gervinus beobachtete „Zwiespalt zwischen Form und Stoff“ im Nibelungenlied und bei Hartmann (Gervinus 1871, S. 402 u. 557). Erklärt wird das durch die Normprämisse, von der Gervinus' stark wertende Urteile ausgingen. Zwar ist für ihn die dichterische Form Einkleidung, „Hülle“, aber nicht jeder Inhalt fügt sich ihr, nicht jede Form „entkleidet das Dargestellte (Mensch und Welt) vom Zufälligen“ (S. 556). Zufällig ist für Gervinus das Historische, während das Allgemeine mit jenen „Ideen“ koinzidiert, die er selbst mit liberalen politischen Werten verband. Wo das Zufällige im Allgemeinen aufging, da wurde auch das Individuum als Repräsentant des Ganzen gedeutet.

Gervinus folgte mit diesem Verfahren einem im 19. Jahrhundert verbreiteten ideologisch besetzten Deutungsmuster. Nicht die Funktion, nicht der individuelle Sprachgebrauch, noch die Genese des Einzelwerks interessierten, sondern das symbolische Entstehen von Person und Werk für ein überindividuelles Allgemeines. Dieses Allgemeine bezog sich im Regelfall auf den von den Historikern selbst so genannten „nationalen Geist“, und an ihm wurde gemessen, was der individuelle Autor hervorgebracht hatte. Die Interpreten projizierten, mit anderen Worten, in die Vergangenheit jene kulturelle Einheit, die sie selbst für einen politischen Wert hielten. Ihre *historischen Erklärungen* beschränkten sich auf

den Sachkommentar, während die *moralische Interpretation* die vermeintlich überhistorische Gesinnung aufsuchte (vgl. dazu Uhland 1865, S. 137 u. 213 ff.). Uhland hat in seiner 1822 erschienenen Walther-Biographie mit der Monumentalisierung des mittelalterlichen Idols begonnen, Menzel hat sie 1865 rabulistisch überhöht und 1870 wollte Simrock schließlich mit Walthers Liedern „Armeen aus der Erde stampfen“ (zit. nach Gerstmeyer 1934). Damit schlug die Idee des Patrioten-Dichters um in den chauvinistischen Nationalismus und Militarismus, der seit der Reichsgründung die Annalen der Deutschen Philologie so schwer lesbar macht.

Droysen hat in seinen *Historik*-Vorlesungen von 1857 bemerkt: „In der geschichtlichen Welt sind nicht die Analogien, sondern man könnte sagen, die Anomalien das Bewegende.“ (1977, S. 21) Mit dieser Maxime wies er die historischen Disziplinen auf die Notwendigkeit einer verstehenden Interpretation hin und warnte vor den subsumierenden Schlußverfahren. Auch er richtete die Interpretation auf ein Allgemeines aus, begriff darunter aber „Totalität“ und „Typen des geschichtlichen Lebens“ (S. 28). Die Einzelercheinungen sollten induktiv erfaßt und im fortschreitenden Prozeß der Forschung (= Interpretation), nach Maßgabe der regulativen Idee historischer Kontinuität, zum Element der Allgemeingeschichte werden. Die Grenzen des methodischen Verstehens hat er bezeichnenderweise am Beispiel der Gedichtinterpretation demonstriert. Der „Sinn des Ganzen“ und der „Sinn der Teile“ erhellen sich danach wechselseitig bis das Werk erkannt ist; aber selbst wenn in ihm ein „Bild“ jenes „Dichtergeistes“ sich zeigt, aus dem das Gedicht hervorging, so hat der Interpret doch nie die wahre Individualität des Autors vor Augen.

Diese Beschränkung der verstehenden Methode gilt für alle Handlungsinterpretationen. Sie wurde jedoch in der Praxis selten ernst genommen, sondern durch die bekannten projektiven Kompensationen des historischen Informationsmangels überspielt. Nicht nur die Literaturgeschichte und -deutung, auch die Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts war davon betroffen. Der Trugschluß freilich, daß Literatur und Sprache an ihrem Ursprung identisch seien, scheint das erleichtert zu haben. Selbst ein Gegner der Grimmschen Volkspoesie-These wie Lachmann hielt wenig von einer Differenzierung, als er schrieb: „Wie Sänger und Sage, so verhalten sich Schriftsteller und Sprache.“ (1876, S. 444) Zum Beleg für die Autorschaft eines Dichters der Nibelungen mußte er sich indessen auf den Nachweis *stilistischer* Besonderheiten verlassen.

„Stil“ als Merkmal der Literatursprache

Der Stilbegriff ist in ähnlicher Weise vielseitig verwendbar wie „Sprache“ und „Literatur“ und ruft daher zu dauernden Verständigungsbemühungen auf. Sowohl die Vertreter der *DT* gebrauchen ihn – um sprachliche Abweichungen von

der statuierten Norm zu kennzeichnen – als auch die Anhänger der auf kreativen Sprachgebrauch zielenden *FT*.

Lachmann schloß von der Einheit des Stils in den *Nibelungen* auf den einen Autor. So wird die sprachliche Besonderheit – von der im übrigen nicht bekannt ist, von welchen vergleichbaren zeitgenössischen Texten sie sich abheben soll – durch die Einheit eines hypostasierten Subjekts (es könnten auch mehrere Autoren sein) erschlichen. Denn es sind die im Text wiederkehrenden, insofern typischen Elemente, die der Stilkritiker doch nur addiert hat, um zu einer Autorzuschreibung zu kommen. Mir scheint, daß in solchen Fällen die von den Romantikern geforderte ästhetische Konvergenz zwischen personaler und Werkeinheit das Urteil bestimmt hat. In der Einheit und Geschlossenheit der Lieder, so heißt es bei einem andern Autor, zeigt sich die „ausgebildete Subjectivität des Dichters“ (Müllenhoff 1845, S. 122). Auch hier ist die Übertragung unangemessener Urteilkriterien auf die mittelalterliche Literatur nur allzu augenfällig.

In der zeitgenössischen Stiltheorie lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, in deren Grundsätzen sich die Doppeldeutigkeit spiegelt, die man ganz allgemein der Sprache als Besitz eines einzelnen und als Besitz einer Gemeinschaft zugestand. Stil wird als Kriterium der *Rede* verstanden, aber von der rhetorischen Zweck-Mittel-Relation getrennt. In der Sprachwissenschaft denkt Karl Ferdinand Becker die Grimmschen Auffassungen weiter, um eine grammatisch fundierte „rationelle“ Stilistik zu entwerfen ([1848] 1884, S. VII). Auch Becker sucht nach der „sinnlichen Grundbedeutung“ des Ausdrucks, verbindet das aber mit einer Stilnorm, die von einer dubiosen organischen Naturnotwendigkeit abgeleitet ist. Diese hat ihre eigenen, dem intentionalen Handeln entzogenen Gesetze, denen die Stilisierung der Rede entsprechen muß, sollen – wie Becker (S. 7) formuliert – „das organische Leben der ganzen Gattung“ und „die [sprachlich mitgeteilten] Gedanken der Einzelwesen sich zu einer gemeinsamen Weltanschauung vereinen.“ Wieder ist die poetische Sprache das Nonplusultra der Normerfüllung und zwar deshalb, weil sie keinen bestimmten Zwecken unterliegt. Diese Freiheit ist nach Becker der Grund für die vollkommene Übereinstimmung von sprachlichem Ausdruck, Gefühl und Gedanke (S. 535 ff.; ähnlich Koberstein 1872, S. 1). Ein schon bekannter Anlaß, um die poetische Sprache aufs Allgemeine, nämlich auf „Weltanschauung“ hin auszulegen.

In der hermeneutischen Interpretationslehre war der Stilbegriff etwas anders erläutert worden. Schleiermacher hatte um 1820 angemerkt: „Von keinem Styl läßt sich ein Begriff geben.“ (1959, S. 115) Damit entzog er die Stilinterpretation der einseitigen Festlegung auf grammatische, also regelhafte Affinitäten, wie sie z. B. Boeckh vertrat ([1809/65] 1877, S. 770 ff.). Nach Schleiermacher gibt es zwei Wege für den Interpreten, sich der Individualität des Stils zu versichern: Intuition (Anschauung) und Vergleich (S. 119). Beide müssen zusammenwirken, um die in Analogie zur Doppeldeutigkeit der Sprache als *System* und als *Akt* begriffene Eigentümlichkeit des literarischen Werks approximieren zu können. Die Vergleichung zielt auf die nationale bzw. säkulare, die Anschauung auf die per-

sönliche Individualität. Kann diese ihre Einsichten nicht unmittelbar mitteilen, so rückt jene nicht bis zur „wahren Individualität“ vor (ebd.). Daher kommt jede Stilinterpretation immer nur annäherungsweise ans Ziel. Mit dieser Einsicht ist jene hermeneutische Grenze bezeichnet, die Droysen später auf alle historischen Interpretationen übertragen hat.

Von den subtilen Überlegungen Schleiermachers blieb die Stilistik leider weit entfernt (zur Grundlagenkritik: Frank 1982, S. 149 ff.). Zu stark war die Neigung zum Normativen, die der nationale Trend begünstigte. Die angeblich größere Vollkommenheit der deutschen Sprache gegenüber anderen Sprachen verleitete dazu, die ‚Vollkommenheitsmerkmale‘ in Stilnormen umzuwidmen (z. B. Becker 1884, S. 69 u. 83 f.) oder in bewährter Schwarz-Weiß-Malerei die „Tiefe und Innigkeit“ der deutschen über die „Künstlichkeit und Einförmigkeit“ der französischen Poesie des Mittelalters zu stellen (Bartsch 1879, S. IX). Wo „allgemeine Gesetze“ des Stils entdeckt werden sollten, bedient sich die Theoretiker freilich anderer Begründungen. Häufig verwarf man die rhetorische Tradition, um sie hinterrücks auf modernisiertem Niveau doch wieder einzuführen. So erhielt die rhetorische Dreiteilung der Stilebenen in Wackernagels Vorlesungen eine Fassung, die mit den literarischen Hauptgattungen kompatibel ist. Dem Stilinterpreten wurde hier ein Schema an die Hand gegeben, mit dessen Hilfe er die Eigentümlichkeiten individuellen Stils auf die Typen des Verstandes-, des Einbildungs- und des Gefühls-Stils reduzieren konnte (Wackernagel [1836/37] 1873, S. 318). In der Praxis der Stilanalyse sind solche Schematisierungen meist unterblieben; die Interpreten beschränkten sich darauf, die Eigenheiten der Sprachbehandlung und Komposition darzustellen (z. B. Uhland über Wolfram: 1866, S. 176 ff.). Oder sie fanden alle drei Typen im Werk eines Autors, um – wie Wilmanns in seiner Walther-Studie (1883) – den Autor über alle andern des Mittelalters erheben zu können. In vielen Fällen wurde die rhetorische Figuren- und Periodenlehre zur Beschreibung verwendet und, was Walzel später scharf kritisiert hat (1923, S. 31 f.), der Vergleich mit dem ‚National- oder Säcularstil‘ unterlassen, so daß die Wertung fiktiv ausfallen mußte.

Arbeitsteilung – Positivismus und Nationalismus

Die Arbeitsfelder der Deutschen Philologie blieben bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts relativ schwach differenziert. Man darf ja nicht vergessen, daß die frühe Germanistik Geschichte, Sitte, Recht und Literatur unter einem sehr weiten Sprachbegriff zusammenband. Das hatte auch institutionelle Folgen, woran sich im letzten Drittel des Jahrhunderts allerdings manches rasch änderte. Die Junggrammatiker und der Positivismus modellierten mit größerer Strenge und Systematik Methoden der Sprachbeschreibung heraus, deren Eindruck auf die Textinterpretation von einigem Gewicht war. Und das hatte auch Konsequen-

zen für die Methodik in den bald zahlreicher angebotenen literaturwissenschaftlichen Einrichtungen. Die neuere Literatur blieb, wie Burkhardt (1976) für den südwestdeutschen Raum nachgewiesen hat, noch weitgehend in den Händen von Gelehrten, die ihre Verfahren der an mittelalterlichen Texten erprobten Philologie verdankten. Man spezialisierte sich, und an die Stelle der pragmatischen Überblicksvorlesung und kommunikativen Vermittlung des Textsinnes für einen gebildeten Hörer-/Leser-Kreis traten detaillierte, für den Zutünftigen verfaßte Einzelstudien über philologische, textgenetische und historisch-biographische Fragen. Es entstand das, was Posner (1982) als „Überspezialisierung“ an Beispielen aus der Interpretationsgeschichte belegt hat, die Reduktion der vorher zumindest dem Anspruch nach vorhandenen öffentlichen Bildungsfunktionen der historisch-philologischen Disziplinen, ein charakteristischer Begleitumstand der Professionalisierung. Ein um 1900 publizierter Rückblick auf die letzten 25 Jahre konnte immerhin feststellen, daß die Fortschritte bescheiden ausgefallen waren (Siebs 1902, S. LI). Neben den zahlreichen Studien zu Einzeldichtern und zu Textgruppen, die sich auf Wortschatzanalysen, regionale Besonderheiten, Stil etc. bezogen, galt es auch, die Fusion zwischen Literaturgeschichte und Philologie (im strengen Sinne der Editionstechnik) zu registrieren.

Im genannten Zeitraum verschob sich aber das sprachwissenschaftliche Interesse von der, wie es früher schien, alles umfassenden Schriftsprache zur gesprochenen Sprache. Und zugleich wurde die Grimmsche Gleichsetzung von Literatur/Schrift und Sprache aufgekündigt. Die Interpretation wandte sich stärker dem literarischen Einzelwerk zu, um es nach verschiedenen, auf spezielle „philologische Operationen“ verpflichteten Aspekten zu erkunden. Steintal hat die damals geläufigen Spezialisierungsgrade inventarisiert und als grammatische, sachliche, stilistische, individuelle, historische und psychologische Interpretationsmethoden beschrieben ([1877] 1970, S. 536 ff.). Er schied die Interpretation scharf von der Sprachbetrachtung des Textes und definierte das Verständnis des interpretierenden Philologen als „deduktive Erkenntnis“ (S. 536). Die literarische ‚Rede‘ erschien ihm als interpretationsbedürftiges Objekt, das nur im Zusammenwirken der aufgezählten Methoden seinen Sinn preisgab. Die Sprachlichkeit der literarischen ‚Rede‘ war dem Ziel der semantischen Deutung untergeordnet, und die „grammatische Interpretation“ diagnostizierte ihren „Sinn“ sogar an den „Sprachelementen“ Laut, Wort, Satz und Satzverbindung (S. 537), und zwar auf der Grundlage einer zwischen Sprachzeichen und Autorpsychologie angenommenen Ausdrucksbeziehung.

Entscheidend war jedoch die neu einsetzende Diskussion der historischen Bedingungen, unter denen das Einzelwerk entstanden ist. Sie veränderte in nachhaltiger Weise das Verhältnis zwischen Literatur und Geschichte, indem sie ihre früher behauptete Identität auflöste. Die „sprachlichen Thatsachen“ konnten nun „als historisch begreifliche Prozesse“ erforscht werden (Schröder 1890, zit. nach Greß 1971, S. 38). Zu Buche schlug das bekanntlich in Scherers Empirisierung der Literaturwissenschaft, die das Kausalitätsprinzip der naturwissenschaftli-

chen Erklärung auf Literaturgeschichtsschreibung und Textexplikation übertrug. Steinthal hatte die psychogenetische Werkinterpretation mit Kausalerklärungen verbunden (1970, S. 540), Scherer ging darüber hinaus, da er neben den geschichtlichen Ursachen „die unwandelbaren Grundkräfte der menschlichen Seele“ zum allgemeinen Analyseziel erklärte (1893, Bd. II, S. 68). Greß hat die ideologischen Implikationen dieses Vorschlags aufgedeckt (1971, S. 31 ff.). Danach ist der Grund für das Interesse an scheinbar außerhistorischen psychischen Kräften im Ideologem des Nationalen zu suchen, wie Scherer sich ausdrückt: in der wissenschaftlich begründeten Ausbildung eines „Systems der nationalen Ethik“ (zit. nach Greß 1971, S. 42). „National“, das ist für den großdeutsch empfindenden Scherer der preußische Geist. Radikaler konnte die liberale Bedeutung des Nationalen, wie sie die 48er Philologenpolitiker vertreten hatten, kaum umbesetzt werden (Belege bei Greß, S. 52 ff.). Scherer hat mit dieser Gesinnung eine populäre deutsche Literaturgeschichte konzipiert, um die „Entwicklung unserer Nation“ darzustellen. Anders als seine Vorgänger hat er das methodische Instrumentarium der gegenstandsfremden und -inadäquaten positivistischen Wissenschaftslehre entnommen.

Mit seinem Angriff auf das hermeneutische Auslegungsparadigma stand Scherer nicht allein. Im ersten Band des *Grundrisses der Germanischen Philologie* (1891) gab Hermann Paul eine psychologische Erklärung des Textverstehens: Ziel der Interpretation war für ihn die „Übereinstimmung zwischen [...] den Vorstellungs- und Ideenassoziationen“ des Autors und des Lesers (S.152ff.). Wie Scherer reduzierte Paul die Sinnexplikation des Werks auf eine kausale Erklärung dessen, was der Autor „hat meinen können“ und empfahl die biographische und Parallelstellenmethode (S. 173). Letztere erfüllt bekanntlich ein vorwiegend statistisches Interesse und war, wie die wissenschaftliche Sprachforschung dieser Zeit überhaupt, auf lexikalische Einheiten spezialisiert.

Die Bevorzugung der Diachronie und der Grammatikalität in der Deutschen Philologie um 1900 brachte seltsame Blüten hervor. Noch immer wollte es, trotz der Einsicht in ihre prinzipiellen Unterschiede, nicht gelingen, zwischen Schrift- und gesprochener Sprache hinreichend zu differenzieren. Behagel nahm die alte Unterscheidung „Natur/Kunst“ wieder auf, um – nota bene – an *Texten* der älteren wie der neueren Literatur die „Kunst“ der Regelmäßigkeit und die „Natur“ des gesprochenen Worts nachzuweisen ([1899] 1927, S. 30 ff.). Dabei kam er auf die unsinnige, für die nationalistischen Bestrebungen des 1885 gegründeten *Deutschen Sprachvereins* symptomatische Idee, den „Geist des gesprochenen Wortes“ mit Selbstverleugnung und Auslandshörigkeit, den des „geschriebenen Wortes“ aber mit „Selbstherrlichkeit“ und „Recht des eigenen Sondertums“ (!) zu identifizieren (S. 32f.). Es paßt zur politischen Verschrobenheit dieser Ansicht, daß Behagel die für seine Gegenwart gültigen sprachschöpferischen Taten in die Zeit der Befreiungskriege verlegt und mit Bismarcks Stegreifreden verbunden hat (ebd. u. S. 10f.).

Idealistische Philologie und „ästhetische Bedeutsamkeit“

Der *Deutsche Sprachverein* verfolgte eine normative Sprachpolitik und verstieß bewußt gegen Jacob Grimms Verlangen, den Sprachwandel durch Eingriffe nicht zu stören. Die idealistische, auf Humboldts Sprachphilosophie gestützte Philologie des frühen 20. Jahrhunderts vertrat demgegenüber ein der ‚natürlichen‘ Sprachschöpfung verpflichtetes Programm, dessen fundamenttheoretische Inklinationen für die Semantik der Literatursprache auch heute noch diskutabel sind.

1904 erschien Vosslers Abrechnung mit der positivistischen Philologie. Er wies ihr das Amt des Totengräbers zu, der die Sprachgebeine, nachdem er sie gebettet hat, auf passenden Grabsteinen fein sauber mit Aufschriften und Nummern versieht (S. 63 f.). Vossler war Croceaner und hatte mit stilpsychologischen Untersuchungen begonnen (1899). Gegen die positivistische Unterstellung einer Kollektivsprache, deren Mechanismen nach Maßgabe von Gesetzeshypothesen zu rekonstruieren seien, setzte Vossler die These von der Doppelfunktion des Sprachgebrauchs als individuell-schöpferische und als soziale Tatsache. Wie Saussure betonte er den Systemcharakter eines gegebenen Sprachzustands, verstand aber unter „System“ eine „fortlaufende Gegenseitigkeit von [...] Differenzierungen und Uniformierungen“ (1923, S. 83). Damit schloß er auch die Anpassung der poetischen Sprache an eine ‚Normal‘-Sprache aus; die poetische Sprache sah er vielmehr als die ‚normale‘ Sprache an, da er sie in allen Formen des Sprachgebrauchs wiederfand. Methodisch schlug sich diese Auffassung nieder im Vorrang der Stilistik vor der Syntaxbeschreibung, eine durch Leo Spitzer für die Stilinterpretation fruchtbar gewordene Maxime (vgl. die zusammenfassende Darstellung bei Christmann 1974).

Die Vosslersche Position ist deshalb für die Fachgeschichte von Interesse, weil sie die vom Positivismus verdrängten älteren Auffassungen der Sprachinterpretation wieder in ihr Recht setzte und auf die Methoden auch der Deutschen Philologie einwirkte. Wesentlich scheint mir vor allem, daß Vossler die vermeintliche Identität von Geistesgeschichte und Sprachgeschichte ebenso verwarf wie die Identifizierung von Nationalcharakter und Nationalsprache bzw. -literatur. Daß Kultur und Sprache parallel verlaufen, betrachtete er als die Ausnahme und ließ offen, in welche Gegensätze beide verfallen können. Damit hat Vossler auch den historischen Reduktionismus abgestreift und der stilistischen Interpretation die Chance geboten, die *ästhetische Bedeutung* vor der bloßen Zuordnung analytischer Begriffe und Regeln zu bewahren.

Etwas Ähnliches strebte auch Walzel an, der Vosslers und Spitzers Bemühungen um die Analyse stilistischer Ausdruckswerte anerkannte (1923, S. 30 f. u. 201 f.). Walzel ging es um die Versöhnung zwischen Gehaltsästhetik (Dilthey) und Gestaltästhetik (Wölfflin). In der Sprachbetrachtung vertrat er eine vergleichende Methode, die Wandel und Differenzen in Wortschatz und Wortstellung poetischer Autoren zum Gegenstand hatte. Er betrachtete vor allem die expressiven

Funktionen der Literatursprache, die er in typologischer Absicht mit den drei Anschauungsformen des zuständigen Seins, des Werdens und der pathetischen Spannung zusammenband (S. 391 ff.). Die Neigung zur Typenbildung hat Walzel nicht zuletzt durch die Übertragung ungeschichtlicher Stiltypen wie Gotik, Barock u. a. auf die Literatur befriedigt. Der kunsthistorische Stilbegriff erfaßt jedoch nicht die sprachlichen Qualitäten des literarischen Textes; er kennzeichnet die Formensprache, nicht die Sprachformen. Diese Typologie verstellte ihm daher eine funktionale Interpretation von stilistischen Varietäten. Sie steht zudem in einem merkwürdigen Widerspruch zu der von Walzel mit Nachdruck geforderten Fähigkeit des Interpreten, expressive Qualitäten der Literatursprache empfindsam aufzuspüren und mitzuteilen. Das subjektive, nicht lehrbare Stilempfinden (vgl. S. 325) bezeichnete die Grenze zu einer ästhetischen Bedeutungslehre, wie sie zu gleicher Zeit der Prager Strukturalismus, ausgehend von der Autonomie der ästhetischen Funktion, ausgebildet hat. Walzel war als Anhänger Wölfflins und Simmels stärker an der Erfahrung des Sinnlichen („Kunst des Sehens“) als an der Semantik des ästhetischen Sprachgebrauchs interessiert. Es paßt mithin zu den Grundsätzen seiner Lehre, daß er die Phänomenologie Husserls nicht, wie die Prager, von ihrer sprachphilosophischen, sondern von ihrer wahrnehmungspsychologischen Seite her ernst nahm.

Auch wer in den 20er Jahren gegen die Übertragung kunsthistorischer Stiltypen in die Literaturwissenschaft war, suchte nach jenem Verhältnis von literarischer Form und Weltanschauung, für das der Stilbegriff nun einmal herhalten mußte. Ermatinger interpretierte die Beziehung zwischen Formkonvention und Weltanschauung des Dichters psychologisch (1921, S. 311). Das war Gemeingut der Zeit. Kainz kritisierte die Verdinglichung des Stilbegriffs, der nur die äußere Form kennzeichnete (1927, S. 121). Er definierte „Stil“ als symbolgewordene Weltanschauung und glaubte in der Synthese von äußerer und innerer Form die ihm eigene „ästhetische Bedeutsamkeit“ zu erkennen. Auch Pongs distanzierte sich von den Stilbegriffen Wölfflins, um mit phänomenologischem Eifer die Stilanalyse des Einzelwerks bis zur Entdeckung einer in ihm verborgenen ästhetischen Existenzform voranzutreiben (1929).

Auffallend an vielen Versuchen aus dieser Zeit ist die Tendenz, den Stilbegriff vom Sprachgebrauch des Textes zu lösen und mit dem Muster einer Weltanschauung in Verbindung zu bringen. Was uns heute daran stört, das ist vor allem der inflationäre Gebrauch des für unser Verständnis doch recht nichtssagenden Weltanschauungsbegriffs. In diesem Gebrauch bekundete sich damals freilich ein Moment der Selbstbehauptung der historisch-philologischen Disziplinen. Denn es ist geisteswissenschaftliches Erbe, wenn im Unterschied zu dem von Grimm behaupteten Gegensatz Natur–Geschichte (= Kunst), aber auch in bewußtem Widerspruch zum deterministischen Evolutionismus der Positivisten, nach der im Werk latenten „Weltanschauung“ gesucht wird. Das Werk erschien dem geisteswissenschaftlich orientierten Interpreten als Erlebnis-Ausdruck, den er im Verstehensprozeß auf das Allgemeine einer dem Dichter und seiner Zeit

gemeinsamen „Weltanschauung“ bezog. Dilthey selbst begründete das mit dem plausiblen Argument, daß jedes Verstehen die objektivierten „Lebensäußerungen“ des Individuums als „Repräsentationen eines Allgemeinen“ auffassen muß, um eine „Struktur“, ein „Ordnungssystem“ induzieren zu können ([1907/10] 1968, S. 219). Es ging ihm jedoch nicht allein um sprachliches Verstehen, sondern um ein Verstehen aller Lebensäußerungen. Was er „Erlebnis“ nannte, das kennzeichnete eher eine psychologisch definierte vorsprachliche Schicht, ein „Innewerden von Wirklichkeit“ (S. 218). Für den Literaturinterpreten war das ein Grund, nichtsprachliches und sprachliches „Erleben“ zusammen zu denken, um bis zu einem Punkt vorzudringen, an dem - wie Walzel über Spitzers Analyseziele schrieb (1923, S. 45) - „Weltanschauung und künstlerische Gestaltung ineinander übergehen.“

Verlust der Sprache?

Begriffe wie „Weltanschauung“, „Ausdruck“, „Lebensäußerung“, „Erlebnis“, die mit zunehmender Frequenz in den Interpretationen seit den 20er Jahren auftauchten, verdeckten den Sprachbegriff und förderten eine substantialistische Betrachtungsweise, die man längst vergessen glaubte. Diese löste das Wort als Mittel vom mitgeteilten, interpretierend freizulegenden „Gehalt“, dessen Synonym häufig genug der Sinn-Begriff bildete (Walzel 1923, S. 63; Brinkmann 1933, S. 605). Die mediale Funktion des literarischen Zeichens erschöpfte sich – grosso modo – in der *Repräsentation* einer im Text selbst nicht ausdrücklich, sondern verdeckt artikulierten Totalität der Ideen, der Werte oder Lebensformen. Nicht selten wurde das unter dem Allgemeinbegriff einer Einheitskultur zusammengefaßt, deren besondere Züge im Zirkelverfahren aus den Texten erschlossen worden waren. Die Sprache der Texte und das ihnen unterstellte historische Allgemeine sollten einander *entsprechen*. Noch in neueren bedeutenden Studien der 50er Jahre findet man das Verhältnis zwischen literarischer Fiktion und historischer Wirklichkeit als eines der Entsprechung beschrieben, ohne daß dem eine Erörterung der konstituierenden Begriffe vorausgegangen wäre (Köhler 1956, S. 33).

Diese Korrespondenztheorie bestärkt, wie mir scheint, die natürliche Neigung eines jeden Interpreten, die Differenz zwischen der eigenen und der fremden Sprache einzuebnen. Die Weltanschauungen der Dichter sind wohl in den meisten Fällen nur die hilflosen Spekulationen der Interpreten – zumal dann, wenn der historische Informationsstand weder sprachlich noch sachlich adäquat wiederhergestellt werden kann (vgl. z. B. die unsäglichen Deutungen Webers 1953). Den manifesten Mangel historischer Daten durch Weltbild- und Kollektivsubjekt-Hypothesen ausgleichen zu wollen, verbietet sich aber, betrachtet man die Literatur unter Aspekten der inneren Mehrsprachigkeit und polymorphen

Struktur. Auf diesen Merkmalen beruht jene generelle Variabilität der Bedeutungen, die seit der pragmatischen Wende in Sprach- und Literaturwissenschaft „Polyfunktionalität“ oder „Polyvalenz“ genannt wird. Das sind Bezeichnungen für die Variabilität sowohl der Verständigungsweisen über den Text-Sinn als auch ihrer Verwertungsmodi innerhalb unterschiedlicher Lesergruppen (vgl. z. B. Kaiser 1973). Derartige funktionale und semantische Unbestimmtheiten machen die Interpretationsbedürftigkeit der nach gegenwärtigem Verständnis als literarische anerkannten Texte aus. Ihre konnotative Bedeutungsfunktion rechtfertigt einmal mehr die Gültigkeit der *FT*. Wird nämlich der Sinnbegriff von den substantialistischen Voraussetzungen älterer Denkmodelle gelöst, so bezeichnet er das Produkt eines kommunikativen Prozesses eigener Ordnung. Jedenfalls legen Situationsabstraktheit und Schriftlichkeit des zu interpretierenden Textes bereits so viele besondere Probleme vor, daß von vornherein eine Analogie mit normalen Kommunikationsprozessen auszuschließen ist (vgl. dazu ausführlich Harth 1982). Die kommunikative Dimension der Textauslegung ist indessen von besonderem Wert für die Unterscheidung zwischen passiver Sinnerschließung und kooperativer Sinnzuschreibung, deren Wechsel einen markanten Einschnitt in der Methodengeschichte der Deutschen Philologie darstellt.

Ich unterscheide bis etwa 1930 drei Phasen in der Geschichte der Deutschen Philologie: Erstens, die *heroische Phase*, in der die großen Veröffentlichungen der Philologen mit den Gründungsakten der Disziplin weitgehend identisch sind. Damals war die Einheit zwischen Sprache und Geschichte (Grimm) sowie die zwischen Geschichte und Literatur (Gervinus) ein Leitsatz der Forschung. Erst in der zweiten, in der Phase der *Professionalisierung* fallen epochemachende Differenzierungen an. Die knorrige Simplität der früheren philologischen Sprach- und Literaturauffassungen wird arbeitsteilig aufgelöst: Sprach-, Literatur- und Geschichtsforschung treten in eine Wechselbeziehung gegenseitiger Ergänzungen zum Zweck verbesserter Erkenntnisgewißheit. Die – vorab vom Positivismus abhängige – Methodik entwickelt sich jedoch noch weiter von hermeneutischen Grundsatzfragen weg, als das in der heroischen Phase der Fall war. In der dritten Phase, die kaum mit einem einzigen Schlagwort zu beschreiben ist – das Etikett „Geistesgeschichte“ deckt nur einen Teil –, erlebt die Hermeneutik die längst fällige Rehabilitierung, jedoch zunächst auf Kosten der Sprachtheorie. In der Deutschen Philologie ist das als ein dominanter Zug zu beobachten. Weitaus folgenreicher wurden aber die beinahe gleichzeitigen Entwicklungen im Strukturalismus (Jakobson), in der kreativitätsorientierten ästhetischen Sprachbetrachtung (Vossler) sowie in der Phänomenologie (Ingarden).

Legt man die Maßstäbe aktueller Forschungskritik zugrunde, so fördert der Rückblick vor allem zwei Desiderate zutage. Die ältere Methodik vernachlässigte sowohl die sozialhistorische Seite ihres Gegenstandsbereichs als auch die sinnkonstitutive Leistung des Interpretieren. In beidem meldet sich ein für unser

Sprachverständnis schwerwiegendes Defizit. Denn erst im Vergleich mit solchen gesellschaftlichen Kontexten, in denen der pragmatische Sprachgebrauch dokumentiert ist (Verwaltungsakte, Rechtsverfügungen, Chroniken, diplomatische Texte etc.), tritt die Berechtigung der fundamentaltheoretischen Hypothese klar hervor. Die funktionale Interpretation zweckgebundener literarische Formen ermöglicht es darüber hinaus, den verschwommenen Begriff der kulturellen Einheit differenzierter zu verwenden (vgl. Jauß 1977). Funktionsbereiche und unterschiedliche Gebrauchssituationen der literarischen ‚Rede‘ kennzeichnen das Raster, in dem die Bedeutung zweckgerichteter Texte mit Motiven gesellschaftlichen Handelns in Konjunktion tritt. Eine Textauslegung, die von der Differenz zwischen verschiedenen, mit Einzeltexten identifizierbaren Wirklichkeiten ausgeht, muß überdies für sich das Gleiche in Rechnung stellen, was für den auszuliegenden Text gelten soll. Der Interpret legt die Sprache des Textes auch auf seine eigene Wirklichkeit hin aus, deren Grenzen mit den von ihm verwendeten Fach- und Bildungssprachen übereinstimmen.

Was der Interpret dem Text als Sinn zuschreibt, ja, welche Gegenstände er für interpretationswürdig hält, das unterliegt einer von Zeitinteressen abhängigen Wahl. Diese Abhängigkeit läßt sich nicht durch Methoden neutralisieren, sondern sie steht dort zur Diskussion, wo über den Sinn der wissenschaftlichen Arbeit verhandelt wird: auf der Ebene des Grundlagenstreits. Wo dieser Grundlagenstreit unterbunden oder aus Denkfaulheit unterlassen wird, dort fällt die hermeneutische Kontrolle zwischen Interessen und Verfahren dahin. Dafür hält die Methodengeschichte zahlreiche Beispiele bereit. Ich erinnere nur an die traurige Verhuzung des Sprachbegriffs durch völkisch-nationalistische Vorurteile, wie sie seit Ende des 19. Jahrhunderts zum Inventar der Deutschen Philologie gehört und – nach 33 – die differenzierten methodologischen Angebote der 20er Jahre für lange Zeit zunichte gemacht hat. Der Verlust eines theoretisch durchgebildeten Sprachbegriffs wurde in dieser Zeit identisch mit dem Verlust einer Sprache, deren Gebrauch Herder einst mit dem Gebrauch der Vernunft selbst identifiziert hatte.

Literatur

- Bartsch, Karl (Hrsg.): *Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts*. Eine Auswahl, Stuttgart 2¹⁸⁷⁹.
- Becker, Karl F.: *Der deutsche Stil*, bearb. v. Otto Lyon, Leipzig/Prag 3¹⁸⁸⁴.
- Behaghel, Otto: „Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch“, in: ders., *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*, Lahr 1927.
- Boeckh, August: *Enzyklopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften*, hrsg. v. E. Bratuscheck, Leipzig 1877.
- Brinkmann, Henning: „Grundfragen der Stilgeschichte“, in: *Zs. für Deutschkunde* 47, 1933, S. 445 ff.

- Burger, Harald: „Deutsche Literatursprache des Mittelalters“, in: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, hrsg. v. H. P. Althaus / H. Henne / H. E. Wiegand, Tübingen ²1980, S. 707–712.
- Burkhardt, Ursula: *Germanistik in Südwestdeutschland. Die Geschichte einer Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Freiburg*, Tübingen 1976 (Contubernium 14).
- Christmann, Hans H.: *Idealistische Philologie und moderne Sprachwissenschaft*, München 1974 (Internationale Bibliothek für Allgemeine Sprachwissenschaft).
- Coseriu, Eugenio: „Thesen zum Thema ‚Sprache und Dichtung‘“, in: S.-D. Stempel (Hrsg.), *Beiträge zur Textlinguistik*, München 1971 (Internat. Bibl. f. Allg. Linguistik 1), S. 183–188.
- Coseriu, Eugenio: *Textlinguistik. Eine Einführung*, hrsg. u. bearb. v. J. Albrecht, Tübingen 1980.
- Dilthey, Wilhelm: *Gesammelte Schriften VII: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Stuttgart/Göttingen ⁵1968.
- Droysen, Johann G.: *Historik*, hrsg. v. P. Leyh, Bd. 1: Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857); Grundriß der Historik in der ersten handschriftlichen (1857/1858) und in der letzten gedruckten Fassung (1882), Stuttgart-Bad Canstatt 1977.
- Eco, Umberto: *Lector in fabula. La cooperazione interpretativa nei testi narrativi*, Milano 1979 (Studi Bompiani 22).
- Ermatinger, Emil: *Das dichterische Kunstwerk. Grundbegriffe der Urteilsbildung in der Literaturgeschichte*, Leipzig/Berlin 1921.
- Frank, Manfred: „Textauslegung“, in: *Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft*, hrsg. v. D. Harth / P. Gebhardt, Stuttgart 1982, S. 123–160.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen ²1965.
- Gerstmeyer, Günther: *Walther von der Vogelweide im Wandel der Jahrhunderte*, Breslau 1934.
- Gervinus, Georg G.: *Geschichte der Deutschen Dichtung*, Leipzig ⁵1871.
- Gervinus, Georg G.: *Schriften zur Literatur*, hrsg. v. G. Erler, Berlin 1962.
- Greß, Franz: *Germanistik und Politik. Kritische Beiträge zur Geschichte einer nationalen Wissenschaft*, Stuttgart-Bad Canstatt 1971 (problemata).
- Grimm, Jacob: *Ueber den altdeutschen Minnesang*, Göttingen 1811.
- Grimm, Jacob: *Kleinere Schriften*, Bd. 5, Berlin 1871.
- Grimm, Jacob: *Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte*, hrsg. v. G. Roethe, Göttingen 1899 (Nachr. d. K. Gesellsch. d. Wissensch.).
- Grimm, Jacob: *Vorreden zum Deutschen Wörterbuch*. Sonderausgabe, Darmstadt 1961 (Libelli 52).
- Harth, Dietrich: „Rezeption und ästhetische Erfahrung. ‚Literarische Kommunikation‘ im Forschungsprogramm der Literaturwissenschaft“, in: A. Wierlacher (Hrsg.), *Fremdsprache Deutsch*. Bd. 1: *Grundlagen und Verfahren der Germanistik als Fremdsprachenphilologie*, München 1980, S. 211–244 (UTB).
- Harth, Dietrich: „Literarische Kommunikation“, in: *Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft*, hrsg. v. D. Harth / P. Gebhardt, Stuttgart 1982, S. 243–261.
- Jakobson, Roman: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, hrsg. v. E. Holenstein / T. Schelbert, Frankfurt a. M. 1979 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 262).
- Japp, Uwe: *Hermeneutik. Der theoretische Diskurs, die Literatur und die Konstruktion ihres Zusammenhanges in den philologischen Wissenschaften*, München 1977 (Theorie und Geschichte der Literatur und der Schönen Künste 47).

- Jaub, Hans R.: *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976*, München 1977.
- Kainz, Friedrich: „Stil und Form“, in: *Zeitschrift für Deutschkunde* 41, 1927, S. 114–126.
- Kaiser, Gert: *Textauslegung und gesellschaftliche Selbstdeutung. Aspekte einer sozialgeschichtlichen Interpretation von Hartmanns Artusepen*, Frankfurt a. M. 1973.
- Koberstein, August: *Grundriß der Geschichte der Deutschen Nationalliteratur*, Bd. 1, Leipzig ⁵1872.
- Köhler, Erich: *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung*, Tübingen 1956 (Beihefte zur Zs. für Romanische Philologie 97).
- Kuhn, Hugo: *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters*, Tübingen 1980.
- Lachmann, Karl: *Kleinere Schriften zur deutschen Philologie*, hrsg. v. K. Müllenhoff, Berlin 1876.
- Menzel, Rudolf: *Das Leben Walthers von der Vogelweide*, Leipzig 1865.
- Müllenhoff, Karl: „Einleitung: Die echten Theile des Gedichts“ in: ders. (Hrsg.), *Kudrun*, Kiel 1845.
- Paul, Hermann: „Methodenlehre“, in: ders. (Hrsg.), *Grundriß der Germanischen Philologie*, Bd. 1, Strassburg 1891, S. 152–237.
- Pongs, Hermann: „Zur Methode der Stilforschung“, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* XVII, 1929, S. 256–301.
- Posner, Roland: „Linguistische Poetik“, in: *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, hrsg. v. H. P. Althaus / H. Henne / H. E. Wiegand, Tübingen ²1980, S. 687–698.
- Posner, Roland: *Rational Discourse and Poetic Communication. Methods of Linguistic, Literary, and Philosophical Analysis*, Berlin/New York/Amsterdam 1982 (Janua Linguarum S. M. 103).
- Raumer, Rudolf von: *Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland*, München 1870.
- Rupp, Heinz: „Gesprochenes und geschriebenes Deutsch“, in: *Wirkendes Wort* 15, 1965, S. 19–29.
- Scherer, Wilhelm: *Kleine Schriften*, hrsg. v. K. Burdach / E. Schmidt, 2 Bde., Berlin 1893.
- Schlegel, August W.: *Kritische Schriften und Briefe*, hrsg. v. E. Lohner, Bd. 1: *Sprache und Poetik*, Stuttgart 1962.
- Schleiermacher, Friedrich D. E.: *Hermeneutik*. Nach den Handschriften neu herausgegeben und eingeleitet von H. Kimmeler, Heidelberg 1959 (Abhandlgn. d. Heidelberger Akademie d. Wissensch. Philos.-histor. Kl.).
- Siebs, Theodor: „Die Entwicklung der germanistischen Wissenschaft im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts“, in: *Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert*, hrsg. v. R. Bethge, Leipzig 1902, S. III–LXXVIII.
- Steinthal, Heymann: „Die Arten und Formen der Interpretation“, in: ders., *Kleine sprachtheoretische Schriften*, hrsg. v. W. Bumann, Hildesheim/New York 1970.
- Tagliavini, Carlo: *Panorama di storia della filologia germanica*, Bologna 1968.
- Uhland, Ludwig: *Walther von der Vogelweide. Ein altdeutscher Dichter*, Stuttgart/Tübingen 1822.
- Uhland, Ludwig: *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage*, Bd. 1, Stuttgart 1865; Bd. 2, Stuttgart 1866.
- Ullmann, Stephen: *Sprache und Stil. Aufsätze zur Semantik und Stilistik*, Tübingen 1962.
- Vossler, Karl: „Benvenuto Cellinis Stil in seiner Vita. Versuch einer psychologischen Stilbetrachtung“, in: Becker, P. A. u. a., *Beiträge zur romanischen Philologie, Festgabe für G. Gröber*, Halle 1899, S. 414–451.
- Vossler, Karl: *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*, Heidelberg 1904.
- Vossler, Karl: *Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie*, München 1923.

- Wackernagel, Wilhelm: *Poetik, Rhetorik und Stilistik. Academische Vorlesungen*, hrsg. v. L. Sieber, Halle 1873.
- Walzel, Otto: *Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters*, Potsdam 1923 (verschiedene Lieferungen zum *Handbuch der Literaturwissenschaft*, ohne Band-Zählung, hrsg. v. O. Walzel, Potsdam 1923–1925).
- Wandruszka, Mario: „Über die Natur der natürlichen Sprachen“, in: B. Schlieben-Lange (Hrsg.), *Sprachtheorie*, Hamburg 1975, S. 319–342.
- Weber, Gottfried: *Gottfrieds von Straßburg ‚Tristan‘ und die Krise des hochmittelalterlichen Weltbildes um 1200*, 2 Bde., Stuttgart 1953.
- Wilmanns, Wilhelm: *Walther von der Vogelweide*, Halle a. d. S. 21883.
- Wyss, Ulrich: *Die wilde Philologie. Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979.
- Zimmermann, Jörg: „Sprachtheorie und Poetik: Historische Voraussetzungen und aktuelle Probleme“, in: B. Schlieben-Lange (Hrsg.), *Sprachtheorie*, Hamburg 1975, S. 287–318.
- Zimmermann, Jörg: *Sprachanalytische Ästhetik. Ein Überblick*, Stuttgart-Bad Canstatt 1980 (problemata).
- Zumthor, Paul: „Style and expressive Register in Medieval Poetry“, in: *Literary Style: A Symposium*, ed. by S. Chatman, London/New York 1971, S. 263–277.

Concepts of language in the field of literary criticism. A survey of the history of Deutsche Philologie.

Summary

This survey of the history of *Deutsche Philologie* from its origins in the 19th century up to the 1930s is dedicated to the notion of language which was, explicitly or not, used by the academic community of interpreters in the field of philological-historical studies. As to the definition of poetic language, there is a brief discussion of different theories at the beginning, the aim of which is to give support to a notion of poetic function as basic assumption for all language-use. The main part deals with the changes of concept from its maintained identity with general history (e. g. in the writings of Grimm) through departmentalisation concerning research on language and research on literature unto the reevaluation of aesthetic and ideological functions set forth by the hermeneutic school of interpretation. The analysis makes obvious that former literary criticism did pay deficient attention to the communicative features of literary language-use and interpretation. Dominant was instead a strong interest in ideological messages and types of „Weltanschauung“ which took the linguistic surface as representation of a hidden, but decipherable meaning, fitting the interpreters normative expectations.